

# Trittchen : aus den Aufzeichnungen eines Verwundeten

Autor(en): **Busse, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **18 (1914-1915)**

Heft 6

PDF erstellt am: **23.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-661849>

## **Nutzungsbedingungen**

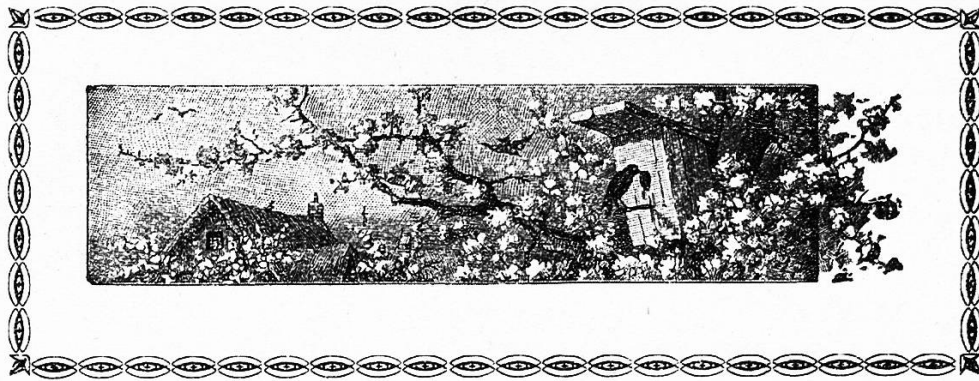
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



## Schneeglöggli.

(In Berner Mundart.)

D'r Winter isch no gsung und zwäg  
 Und gschpürt no nüt vo Schwечи;  
 So wit me gseht, uf Wäg und Schtäg,  
 Eigt glatt si wisi Däch,  
 Ne grossi, witi flechi.

Da macht d'r Merz d'r Sunne B'scheid:  
 „D'm Winter zünt i Nässe!“  
 Die macht's und i sis wisse Chleid  
 Brönnt sie-n-em schwarzi Fläche  
 Und tuet em's ganz v'rdräcke.

Und wie sech d'Merzesunne so  
 An Tag chli meh ma g'müesse;  
 Seit's nümme lang, da föh ja scho  
 D'Schneeglöggli afah blüesse;  
 Sie wärde groß und trüesse.

Da chunt's m'r gäng und gäng so vor,  
 I g'hör vo aune Site,  
 I aune Lüft ne große Chor  
 Vo chline Glöggli lüte,  
 Und zwar zu aune Zite.

Da wird's m'r gäng so fröhlich z'Muet;  
 D's schönscht Glöggli wo-n-i-singe,  
 Das schtecke-n-i m'r uf e Huet;  
 I pffisse-n-und i singe,  
 Was i zum Muul us bringe.

D'Lüt blibe-n-uf de Schtraße schtah  
 Und blase 'nang i d'Ohre:  
 „'s isch trurig uf d'r Wänt — ja, ja —  
 Jetz het dä Ma dört vore  
 Gwüß si D'rchtang v'rlore!“

J. Howard.

## Trittchen.

Aus den Aufzeichnungen eines Verwundeten.

Von Carl Busse.

... Als ich heut in der Sonne saß, vor mir den kleinen stoßfleckigen Band, den ich mitgebracht habe, hörte ich den fröhlichen Lärm der nach Hause strömenden Schulkinder. Über die Mauer, die den Lazarettgarten von der Straße scheidet, warfen sich hell und ungestüm ihre frischen Stimmen in die ruhige Luft. Ein junges Lachen klang so herzlich von weitem, daß ich den Kopf gewandt habe, um so sehen, wo der vergnügte Junge steckte. Aber mein Blick traf nur die stille Mauer, die mich von der Welt da draußen abtrennt.

Wie lange ist es her, da habe ich selber solche lustigen Buben unterrichtet! Es scheint mir immer, als lägen viele Jahre dazwischen und nicht nur

wenige Monate. Ich kann es manchmal noch schwer verstehen. Die Leute sind alle rührend nett zu mir und den andern. Ich rede mit ihnen, und der Arzt macht jedesmal einen Wit. Die Verwundung ist nicht gefährlich: Hand- und Armschuß. Im schlimmsten Falle könnte eine leichte Steifheit zurückbleiben.

Aber das Seltsame ist, daß ich es immer wie eine stille unsichtbare Mauer um mich habe. Und wenn ich antworten sollte, was ich den ganzen Tag tue, so müßte ich sagen, daß ich mich immer wundere. Ob das noch andern so geht, weiß ich nicht. Ich wundere mich, daß die Kinder so fröhlich sind. Ich wundere mich, daß ich täglich mein schönes warmes Essen vorgefetzt bekomme . . . auf die Minute pünktlich wie alle andern. Ich wundere mich, daß jeder das als selbstverständlich betrachtet. Ich wundere mich, daß ich selber hier sitze und noch immer mit meiner alten Stimme spreche.

Dabei habe ich nichts erlebt, was nicht jeder andere im Felde auch erlebt hätte. Habe keine Heldentat getan und habe nichts weiter zurückgebracht als Wunden und dieses kleine abgerissene Buch, in dem ich noch immer am liebsten lese. Mit dem „Faust“ bin ich ausgezogen, mit dem „Neuen Testament“ bin ich heimgekommen.

Einer meiner Leute hat es mir geschenkt. Ein Landwehrmann, der von Hause aus Schuster war. Dem gehörte es. Er war ein ruhiger Mensch mit versteckten Augen, der mir zuerst gar nicht weiter auffiel. Die Kameraden hänselten ihn erst, aber er ließ es sich nicht anfechten. Nahm es nicht übel und zog während der Rast den kleinen Band vor. In manchem Chaussee-graben hab' ich ihn so sitzen sehen, wie er mitten unter Gespräch und Gelächter gleichsam abgeschlossen in dem Büchlein las. Er hatte die Angewohnheit, mit den Lippen lautlos die gelesenen Worte nachzuformen, und wenn er eine Seite umschlug, machte er vorher den Finger naß. Die Leute hatten ihm aus irgend einem Grunde den Spitznamen Trittschen gegeben, und als er ruhig darauf hörte, als er ohne viel Wesens seinen Mann stand und sich doch in seinen eigensten Sachen nicht beirren ließ, da begannen die Hänseleien immer seltener zu werden, und ein paar Ältere hielten sich mehr und mehr zu ihm.

Wenn ich heut an ihn denke, so glaube ich fast, er sei ein heimlicher Sektierer gewesen. Ich habe ihn nie gefragt. Ich wurde zum erstenmal auf ihn aufmerksam, als ich ein paar seltsame Worte von ihm vernahm. Er hatte nämlich wunderliche Lieblingsätze, die er mit einer gewissen Ergriffenheit zu wiederholen pflegte. Als wir den ersten Kanonendonner hörten, nickte er ein paarmal mit dem Kopfe und sagte, mehr zu sich als zu den Nebemännern: „Das ist Gottes Wunderwagen, der durch die Welt rumpelt!“ Und in diesem Augenblick, wo wir mit angehaltenem Atem lauschten und vielen ein menschliches Bangen durchs Herz glitt, klangen die irgendwo aufgelesenen

Worte so merkwürdig groß und eindringlich, daß mir dieser kleine Schuster direkt von Jakob Böhme und den deutschen Mystikern herzukommen schien. Es hat auch keiner damals gelacht.

Nun, der „Wunderwagen“, der Schrecken und Tod spie, rumpelte näher; er rumpelte über Dörfer, die in Flammen aufgingen; er rumpelte über Gerechte und Ungerechte; er zog über unsere Häupter, schlug seinen eisernen Hagel nieder und riß viele so gewaltig hin, daß sie niemals wieder aufzustehen begehrt und in Ewigkeit kein Wort mehr sagen konnten. Wir andern aber sind in seinem Rollen vorwärts gegangen, oft taumelnd vor Müdigkeit, vorbeistürmend an Not und Tod und unaussprechlichem Jammer, Gruben für die Toten und Gräben für die Lebenden grabend, ohne Gedanken an gestern und morgen. Schoben sich dann einmal Ruhetage dazwischen, so saß Trittschen unfehlbar vor seinem Buche. Er las niemals lange. Manchmal nur ein paar Minuten. „Ich hol' bloß Atem“, sagte er einmal. Und allmählich begann dieser und jener, sich den Band von ihm auszuborgen. Zuerst heimlich. Die Leute schämten sich ein wenig. „Gib mal her, Trittschen,“ brummten sie wohl, — „es ist sonst gar zu langweilig.“ Und das Schusterchen nickte und gab — nahm zurück und nickte wieder. Alles ganz sachte, ohne zu fragen oder sich mit einem Rat aufzudrängen.

Da geschah es, daß wir wieder einmal vorgezogen wurden und uns eingraben mußten. Fast zehn Tage lang lagen wir auf vierhundert Meter Entfernung dem Feinde gegenüber. Es regnete den Tag, es regnete die Nacht; das Stroh faulte; feucht und verdreht hockten wir unter dem grauen Himmel; nur im Schutze der Dunkelheit konnte von den Feldküchen das Essen herangeholt werden; es war kalt, wenn wir es bekamen. Und als das immer so weiter ging, da war es, als löste sich fremd und schmerzlos wie ein Kleid alles von uns ab, was wir früher gewesen waren und was wir hinter uns zurückgelassen hatten. Es sank schattenhaft in irgend welche Dämmerung. Nahe waren uns nur der Feind und der Tod, aber fern, fern lag das Leben, aus dem wir gekommen waren. Man konnte sich nicht mehr vorstellen, daß man vielleicht einst zu ihm zurückkehren würde. Man hatte auch kaum noch Sehnsucht danach. Es ward gleichgültig und unverständlich.

Manchmal, des Abends, wenn die Knallerei für ein paar Stunden aufgehört hatte, zog ich noch gewohnheitsgemäß meinen „Faust“ hervor und versuchte zu lesen. Wir hatten uns in einer kleinen Bodenerhebung einen mit Bohlen versteiften Höhlenraum eingerichtet, dessen Zugang schwierig, der sonst aber ganz behaglich war. Bei einer Azethylenlaterne hab' ich an einem Tisch aus Kistenbrettern im „Faust“ geblättert, aber ich schäme mich fast, es zu sagen: es kam eine Stunde, wo auch er mich verließ. Er sank langsam mit der Welt zurück, aus deren schönsten Säften und Kräften er gewonnen ist. Er knüpfte sich an Bedingungen und Voraussetzungen, die

uns unter den Füßen verschwunden waren. Und in einer wunderlichen Beklemmung hob ich den Blick von den Seiten.

Da kam gerade, ruhig und bescheiden wie immer, Trittchen dazu, setzte sich in einiger Entfernung, daß er eben noch einen Lichtstreifen der Azethlenlaterne erhaschte, und begann nach seiner Art an einer beliebigen Stelle seines Büchleins zu lesen. Und wie er so ganz abgeschlossen und ruhig darsaß, den Zeigefinger flüchtig an die Lippen führte und umblätterte, die Seite noch einmal zurückwandte und völlig ausgefüllt war von den Worten, die er aufnahm und tonlos nachbildete — da ergriff mich fast ein Neid und dazu das Verlangen, jenes Buch, das ihn so gelassen machte, auch einmal in Händen zu haben. Ich fragte ihn nachher, ob wir nicht einmal wechseln wollten. Er gab mir freundlich mit seinem kurzen Kopfnicken das Neue Testament herüber, aber als ich ihm das Heftchen mit dem Faust reichen wollte, dankte er und nahm es nicht. Das ärgerte mich sekundenlang, so daß ich ihm klar machte, welches Werk er zurückwies. Doch er blieb auch dann bei seiner stillen Ablehnung. Er wollte nicht mehr lesen. Das drückte er wieder in seiner merkwürdigen Art aus. Er sagte nämlich: „Ich bin satt.“

So habe ich denn nur in seinem Bändchen geblättert, das durch die Hände so vieler Landwehrleute gegangen war und überall ihr Fingerfiegel an sich trug. Nach einer Weile gab ich es zurück und wollte ein paar Stunden ruhen. Doch es kam nicht dazu, denn aus irgend einem Grunde setzte das Schießen ein und dauerte fast die ganze Nacht ohne Unterbrechung an. Wahrscheinlich glaubte jede Seite, daß der Feind einen Angriff plante. Erst im dichten Morgennebel wurden wir abgelöst. Tröstelnd tappten wir im Zickzack durch den Verbindungsgraben zurück. Da erhielt ich die Nachricht, daß ich zum Oberlehrer ernannt sei. Zum Oberlehrer! Und hier erfuhr ich es! Monatlang hatte ich sehnsüchtig darauf gewartet. Aber nun war es mir bloß erstaunlich, als griffe eine versunkene Welt, mit der ich jede Verbindung verloren hatte, noch einmal nach mir hinüber. Und zum erstenmal befiel mich jenes Verwundern, das mich jetzt auf Schritt und Tritt begleitet...

Wie die Toten haben wir den Tag über geschlafen. In der Dunkelheit wurden wir dann wieder nach vorn gezogen. Aber als ich nachts an dem Ristentische in unserem Unterschlupf saß, kam Trittchen heran und brachte mir sein Buch. Er war sehr verlegen; er bot es sonst niemals an. Ich nickte ihm zu und legte es auf den Faust; ich habe wohl auch die Bemerkung gemacht, daß ich nun nicht verderben könne. Da sagte er ruhig; „Meins ist besser“ und kroch in den Schützengraben zurück.

Diesmal las ich länger. Es dämmerte mir, was der kleine Schuster meinte, als er vom Atemholen und Sattwerden sprach. Gegen Morgen aber verblüffte er uns mehr als je. Schon am Abend hatten wir hier und da ein klagendes Gebrüll gehört. Es waren einzelne Rüge, die aus den verlassenen

und zerschossenen Dörfern kamen. Nun, im Frühnebel, tauchte plötzlich hinter uns ein Schatten auf. Doch statt jeder andern Antwort ward unser Anruf mit einem dunklen Muehen beantwortet. Die Leute lachten: es war eine Kuh, die instinktiv die Nähe der Menschen suchte und breitbeinig, noch einmal schmerzlich aufbrüllend, mit den entzündeten und aufgetriebenen Eutern heranschaukelte.

Mit seinen versteckten Augen sah Trittschen immer wieder zu ihr hin. Dann fragte er mich, ob er wohl hingehen und helfen dürfe. Ich habe ihn angeguckt, als ob er verrückt wäre. Wenn sich nur ein Schatten über den Graben erhob, knallte es schon von drüben herüber, und oft genug hatten sich die Leute den Spaß gemacht, ein Brett hochzuhalten, das prompt durchlöchert wurde. Nun schückte um diese Zeit allerdings der Nebel, aber schließlich konnten jeden Augenblick einmal ein paar Kugeln herüberpfeifen. Doch Trittschen machte nur eine Kopfbewegung: „Es muß ihr schrecklich weh tun!“ Und als ob er mir den Einwand von den Lippen läse: „Es ist auch nicht gefährlich. Mir passiert da nichts.“ Ich war verblüfft. „Sind Sie so sicher?“ — „Ja,“ sagte er, bescheiden und sachlich. Da zuckte ich die Achseln und wandte mich ab. Ich wußte, daß er recht behalten würde. Ich hätte meinen Kopf dafür verwettet, daß ihm nichts geschah.

Es geschah ihm auch wirklich nichts. Er kletterte aus dem Graben und befreite die Kuh von ihrer schmerzenden Last. Ich sehe noch immer das Bild im Nebel vor mir. Es war wie ein Schattenspiel. Dann gab er dem Vieh einen Klaps, daß es sich trollte, und kam heiter zurück. Von drüben war kein Schuß gefallen.

Man konnte leicht merken, daß sein Ansehen bei den Kameraden durch den kleinen Vorfall gewachsen war. Sie hatten irgendwie einen inneren Respekt vor ihm; ohne daß es ihnen selber zum Bewußtsein kam, mochte sich damit auch eine abergläubische Regung vereinen. Sein Neues Testament ward immer begehrt; in den Ruhepausen setzten sich die älteren und ernsteren Leute neben ihn und sprachen allerhand. Dabei hörte ich ihn einmal sagen: „Gott geht immer in Masken. Und wie ein König, damit er unerkannt prüfen kann, immer die schlechteste Maske wählen wird und nicht die schönste, die ihm gebührt, so nimmt auch Er immer die allgewöhnlichste vor.“ Dabei machte das Schusterchen dieselben Augen, mit denen er nach der schmerzlich rufenden Kuh hinübergesehen hatte.

Und die Kuh kam jeden Morgen und jeden Abend wieder. Immer, als ob auch sie ihren Verstand hätte, im Frühnebel und im Dämmergrauen. Es war selbstverständlich, daß Trittschen das einmal geübte Melkamt nun auch weiter versah. Wohl ging es dabei nicht immer so ruhig und friedlich her wie das erstemal, aber es lief doch stets gut ab, und wir verloren allmählich jede Besorgnis.

Als die Hörnerträgerin nach ein paar Tagen dann plötzlich ausblieb, fehlte uns allen etwas. Vielleicht war sie erschossen worden, vielleicht geschlachtet, vielleicht hatten die Besitzer sie wieder geholt. Der kleine Schuster horchte nach allen Seiten, dann setzte er sich ruhig vor sein Neues Testament. Ich hatte erwartet, er würde so oder so nach ihr suchen und sie vermissen, aber schließlich sprachen die andern mehr davon als er. Es war nicht leicht, ihn auszulernen.

Die Tage kamen und gingen. Immer mehr bröckelten ab: Tote, Verwundete, mehr noch Kranke. Das Leben, das irgendwo da hinten Geschäfte machte und spazieren ging, Schule hielt und Zeitungen las, ertrank im Nebel. Über unsere Köpfe fort zogen mit dem unheimlichen Saufen die Geschosse unserer Artillerie. Es war nicht schwer, zu vermuten, daß wir über kurz oder lang die feindliche Stellung stürmen würden. Von Hand zu Hand ging jetzt Tritschens Testament. Es ward immer zerlesener und dreckiger. Es ward zusehends abgerissener und hinfälliger, als gäbe es fortgesetzt Kraft ab. Und wirklich ging eine stille Kraft und Klarheit auf uns über. Wie Blunder fiel alles von uns ab. Die Neuen wunderten sich. Der eine sagte und wurde rot dabei: „Ihr habt fremde Augen.“

Eines Abends setzte sich der kleine Schuster wieder vor das Buch. Länger als sonst. Die Granaten heulten heut bis in die Nacht hinein. Es wollte nicht still werden. Tritschens Augen waren versteckter als je. Als er fertig war und das Buch zuklappte, streckte ich die Hand darnach aus. Mit dem alten Nicken schob er es mir hin. Er stand auf, und wie entschuldigend sagte er, daß es allmählich schon böse aussähe. Aber vielleicht wollte ich es behalten; es würde ihn freuen. Da hob ich wieder verblüfft den Kopf, doch als ob er auch diesmal schon vorher jeden Einwand abschneiden wollte, sagte er in seiner stillen und sachlichen Art: „Ich brauche es nicht mehr!“ —

Eine Stunde später kam der Befehl zum Nachtangriff. Unsere Artillerie hatte gut vorgearbeitet. Lautlos schlichen wir uns näher und warfen im Sturm den Gegner aus seinen Erdwerken heraus. Mühe und Blut hat es immerhin gekostet.

Unter den Gefallenen war auch Tritschen. Wir fanden ihn zuerst lange nicht. Er muß trotz der schweren Verwundung noch ein Ende weitergefröhen sein. Mit der Hand hatte er wohl im Todeskampfe in eine trübselige Grassstaude gegriffen, die Halme waren ihm zwischen den zusammengepreßten Fingern geblieben. Sein Gesicht aber war ruhig und bescheiden wie im Leben. Es schien zu sagen: „Bitte, macht euch meinerwegen keine Mühe!“ Die alten Mannschaften begruben ihn; es mußte schnell gehen. Ein schmaler Hügel, ein Holzkreuz, ein Kranz aus Wachholder, den Helm aufs Grab und ein kurzes Gebet. Fertig!

Das Neue Testament gehört nun mir. Ich brauchte es auch nicht mehr

zu verbergen, denn eine Bibelgesellschaft ließ ungezählte Tausende an die Front schaffen. Davon blieben zwei auch bei uns hängen. So hatte ich den alten Band ganz alleine, und immer wenn ich darin blätterte, war es mir, als ob der kleine Schuster neben mir stünde, die Lippen regte und mitläse. Er verlor seine irdische Dürftigkeit und äußere Unscheinbarkeit; er strahlte in der Kraft seines inneren Wesens, und seine Worte, daß sich der größte König in die schlechtesten Gewänder hüllte und daß Gott stets in Masken ginge, wollten mir nicht aus dem Sinn. In groben Masken, in dreckigen Verhüllungen sah ich um mich tagtäglich eine Kraft am Werke, die geduldig und tapfer Mühe, Not und Tod ertrug, und allgewaltig schwoll in mir die heiße Liebe auf zu jenem Volke, das in der Tiefe rang und arbeitete, dämmerte und träumte, die dumpfe Sehnsucht zum Licht hatte und namenlos den schweren Tod starb. Alles, was auf Erden Großes geschehen ist — ist es nicht durch sein Opfer geschehen? Wird der dürre Boden nicht immer wieder durch sein Blut und seine Kraft gedüngt? Und was bedeuten ihm gegenüber alle Kaiser und Könige, Helden und Heerführer, an deren Namen sich der Ruhm hängt? Wir drängten sich die Gedanken durcheinander, aber das Gefühl war klar und tief. Wenn ich an den kleinen Schuster dachte, war er nicht mehr allein: hinter ihm stand, aus Werkstatt und Maschinenraum, von Feld und Acker kommend, das Volk der Tiefe . . . .

Ich bin dann verwundet worden. Ward heimgeschafft mit vielen andern. Bahnhöfe folgten auf Bahnhöfe, und immer waren da neugierige Menschen, Helfer und Helferinnen . . ., ach, alle, alle haben sie es gut gemeint! Aber ich habe die Augen geschlossen; ich verstand es nicht; ich vertrug es nicht. Der Arzt sagt, ich sei noch „verdattert“. Das hätten viele. Er gibt mir Bücher, doch ich schieb sie zurück, wie Trittschen einst den Faust. Manchmal möchte ich auch antworten: „Meins ist besser.“ Das Neue Testament, dessen schlimmen Zustand man erst hier in der großen Sauberkeit so recht empfindet, genügt mir.

Ich habe auch keinen Wunsch. Sie fragen mich so oft darum und möchten mir Liebes tun. Aber ich zerbreche mir den Kopf: nein, ich wünsche mir nichts . . ., was ich habe, ist schon viel zu viel. So viel, daß ich mich den ganzen Tag immer wundern muß.

Nur ein Bild von dem kleinen Schuster hätte ich gern. Er verschwimmt mir hier wie damals, als er im Nebel bei der Kuh stand. Aber wer weiß, wo seine Leute wohnen! Und ich kann mir auch nicht denken, daß er jemals zum Photographen gegangen ist. Er war sich zu wenig wichtig dazu . . . .

\*

Unter dem Titel „Feuerschein“, 6 Erzählungen und Skizzen aus dem Weltkrieg 1914, ist im Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn, ein neues von Carl Buisse herausgegebenes Bändchen erschienen. Preis 1 Mk. Die erste Novelle,



„Der Ueberfall von Glinki“ von Carl Busse, versetzt uns kurz nach Kriegsausbruch in die ersten deutsch-russischen Grenzkämpfe. Franz Adam Beyerlein, der bekannte Autor von „Jena oder Sedan?“, knüpft in einer lebendigen Skizze „Die Mine in der Themsemündung“ an den Untergang des Bäderdampfers „Königin Luise“ an. Ernst Hammer steuert eine heldenhafte Szene aus den Kämpfen an den majurischen Seen bei. Und Carl Busse beschließt den kriegerischen, mit oft dramatisch bewegten Bildern erfüllten Band mit vorstehender Skizze voll stiller, leuchtender Schönheit, die das tiefste Wesen des deutschen Volkes zum Ausdruck bringt. Ihm sei die Erlaubnis zum Abdruck derselben bestens verdankt.

## Zwei Schweizer Siedlungen in Südrußland.

Von F. W. Brepohl, Nassau a. d. Lahn.

Das Schweizer Volk hat zu allen Zeiten an dem Fortschritt der Kultur lebhaft mitgewirkt. Weit über die Grenzen Europas hinaus wirken Schweizer im geschäftlichen und öffentlichen Leben. Das größte Zeugnis aber der Erhaltung der eigenen Eigenart und der Durchdringung ihrer Umgebung mit heimischer Kultur bilden zwei Schweizer Siedlungen in Südrußland. Es sind dies die beiden Niederlassungen Zürichtal in der Krim (Gouvernement Taurien) und Chabag bei Akkermann in Bessarabien.

Die älteste und größte dieser Niederlassungen ist Zürichtal. Sie besteht aus drei landwirtschaftlichen Kolonien und wurde 1805 gegründet. Die andere, Chabag, auch Chaba genannt, ist jüngeren Datums. Sie wurde 1822 durch 40 Welsch-Schweizer gegründet. Zürichtal dagegen ist ganz deutsch und steht im Verband der deutschen Siedlungen Rußlands, der 1841, als die Besiedlungen eingestellt wurden, bereits 191 Kolonien mit 9067 Familien zählte, die zusammen über 531,427 Dessätinen Land besaßen. (Dessätin — russisch Desjatina — ist das russische Feldmaß, es hat 2400 russische Quadratsachsen oder 117,600 russische oder englische Quadratsfuß, und entspricht nach deutschem Feldmaß einer Fläche von 109,25 Aren.) Die welsch-schweizer. Niederlassung Chabag steht außerhalb des großen Kolonistenverbandes und umfaßt an Grundbesitz 3926 Dessätinen.

Interessant ist die Geschichte der Entstehung dieser Kolonie und ebenso ihre Verfassung.

Seit Jahrhunderten war Rußland, als ein hinter der Kultur Westeuropas zurückgebliebenes Land, darauf angewiesen, seine Handwerker, Künstler und Sachleute, ja selbst vorbildliche Landwirte, aus dem Auslande zu „importieren“. Da kam zunächst Kaiserin Elisabeth auf den Gedanken, nach dem Muster Osterreich-Ungarns zu kolonisieren. Die Erfolge, welche der König Geisha II. von Ungarn mit seiner um 1100 herum durchgeführten Kolonisation gehabt hatte (er zog bekanntlich von Moselfranken nach dem durch die Türkenkriege verheerten Siebenbürgen die Ahnen derjenigen, die heute noch unter dem Namen „Siebenbürgener Sachsen“ wegen ihrer hochstehenden Kultur einen Weltruf genießen), waren hiefür vorbildlich. Da ihr aber der Bezug dieser „Bauern“ aus Westeuropa beschwerlich schien, fing sie ihre Kolonisation mit Slaven, und zwar mit Soldaten an. In dem heutigen Jekaterinoslaw (Südrußland) gründete sie eine Militärkolonie aus zwei serbischen Regimentern. Ihr Versuch war mit wenig Erfolg verbunden. Kaiserin Katharina II. kam dem Richtigen schon näher, als sie am 4. Dezember 1762 ein Manifest erließ, mittels dessen auswanderungslustigen Westeuropäern, mit Ausnahme von Juden, die Steppenbesitzungen Ruß-